



Geschichte Die Historikerin Anne-Marie Dubler hat erforscht, wie Berns Obrigkeit einst die Pest einzudämmen versuchte. Mit einem Seitenblick auf die Coronapandemie.

Wie sich Bern vor 450 Jahren gegen die Epidemie wehrte



Trauernde Menschen folgen den Sargtruhen mit Pesttoten, ohne Abstand und Schutzmassnahmen. (Illustration einer Zürcher Chronik von 1582.) ZVG/«BERNER ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTE»

Stefan von Bergen

Die hastig ausgehobenen Gruben ausserhalb von Zürichs Stadtmauern sind schon bereit. Eilig tragen Männer drei Sargtruhen mit Pestopfern herbei. Ihnen folgen trauernde Männer und Frauen. Diese beklemmende Be-

erdigungsszene hat der Illustrator einer Zürcher Chronik von 1582 festgehalten. «Das war damals die Reaktion auf die Pest oder den Aussatz: Schnell weit weg mit Kranken und Toten», kommentiert die Historikerin Anne-Marie

Dubler das Bild.

Mit dem medizinischen Wissen von heute ist klar: Es ist eigentlich richtig, Infizierte von anderen fernzuhalten. «Es war aber grausam, wie man gerade Aussätzige damals aussonderte», erwidert Dubler. Das historische



Bild zeige auch, dass man in den finsternen Jahren der Pest von den heute geläufigen Verhaltensregeln im Umgang mit einer Epidemie keine Ahnung hatte: Abstand wahren, Hände waschen, Schutzmasken tragen.

«Die Trauernden kommen sich an der Beerdigung viel zu nahe», sagt die Historikerin. Der Pestbazillus, den die Medizin erst im Jahr 1894 entdeckt hat, dürfte sich an der Trauerzeremonie weiterverbreitet haben. Denn die eine Form der Epidemie, die Lungenpest, wurde wie heute das Coronavirus durch Tröpfcheninfektion übertragen.

Wo der Pestfriedhof der Stadt Bern lag

Akribisch hat die in Basel promovierte und ab 1983 im Kanton Bern tätige Historikerin und Archivarin Anne-Marie Dubler (80) die Pestzeit im Bernbiet aufgrund alter Quellen erforscht. Dabei fand sie gar heraus, wo sich der Pestfriedhof der Stadt Bern befand: an der Reichenbachstrasse, auf dem Rossfeldareal im ehemaligen Engemeistergut. Damals lag der Ort weit ausserhalb der Berner Stadtmauern. Spuren von den eilig vergrabenen Pesttoten habe der Archäologische Dienst bis jetzt keine gefunden, sagt Dubler.

Passend zum Pandemiejahr hat sie im Sommer eine Sondernummer der «Berner Zeitschrift für Geschichte» über das Leben und Sterben in Bern zur Zeit der Pestepidemie nach der Reformation verfasst. Am vergangenen Dienstag hätte sie zum Thema vor dem Historischen Verein des Kantons Bern referieren sollen. Ausgerechnet die sich wieder verschärfende, aktuelle Epidemie erforderte nun eine Verschiebung des Vortrags.

«Eine Epidemie kommt nicht aus dem Nichts»

Kann man zwischen der Pestepidemie und der Coronapandemie

von heute überhaupt Parallelen ziehen? Anne-Marie Dubler versucht es – mit wissenschaftlicher Vorsicht. «Damals wie auch heute gilt: Eine Epidemie kommt nicht einfach so aus dem Nichts», sagt sie. Der Pest gingen Jahre mit nasskaltem Wetter und Missernten voraus. Hunger schwächte viele Menschen und liess sie verarmen.

Gleichzeitig führte der wachsende Fernhandel zu einer höheren Mobilität, die der Verbreitung einer Epidemie Vorschub leistete. So wie heute in der Coronapandemie, die durch den globalen Waren- und Personenverkehr entfesselt wurde.

Eine Parallele beschäftigte Anne-Marie Dubler ganz besonders: So wie es die Politik heute mit Schutzkonzepten oder Pandemiegesetzen tue, habe die Obrigkeit auch in der damaligen Reformationszeit versucht, Epidemien mit staatlichen Massnahmen einzudämmen. Weil ihnen das medizinische Wissen fehlte, begingen die Behörden dabei tödliche Irrtümer, einiges machten sie aber auch richtig.

Mehrere Epidemien zur gleichen Zeit

Dubler erzählt die Geschichte der Pestzeit anhand einer Hauptfigur. Es ist der 1564 nach Bern berufene Stadtarzt Thomas Schöpf. Im süddeutschen Breisach aufgewachsen, studierte er in Basel, Montpellier und Valence Medizin. Die Berner holten sich also einen Profi, um ihr Gesundheitswesen auf Vordermann zu bringen.

Mit der staatlich gesteuerten Reformation übernahm Berns Obrigkeit ab 1528 die vorher kirchlichen Gesundheitseinrichtungen. In der Stadt Bern etwa das Heiliggeistspital am Ort des heutigen Burgerspitals oder das Inselspital in der Gegend des

heutigen Bundeshauses Ost. Das waren noch keine Spitäler im heutigen Sinne, sondern eher Armen- und Obdachlosenanstalten.

Von Berns Behörden zu einem Gutachten aufgefordert, kritisierte Schöpf die vielen Armen, die wegen «mangel und unordnung von spys und tranck» ins Spital kamen. Sie wären «durch eine gute und ordentliche wys essens, trinckens, wohnung (...) mehr dann durch artznen» zu kurieren, befand er. In den überfüllten Spitälern waren Arme und Kranke, Kinder und Greise ohne Separierung gemischt. Die an «bösen», hoch ansteckenden Krankheiten wie Aussatz oder Syphilis Leidenden wurden in Sichenhäusern ausserhalb der Stadtmauern isoliert (siehe dazu auch Titelgeschichte im BT vom 19. September).

«In dieser Zeit konnten sich gleich mehrere Epidemien überlagern», sagt Dubler. Zu den chronischen Seuchen Syphilis und Aussatz kam noch die Pest. Das ohnehin überlastete Gesundheitswesen geriet zusätzlich unter Druck. Ebenso Stadtarzt Schöpf. Denn die Obrigkeit verlangte von ihm nicht nur, Krankheiten zu diagnostizieren und die Scherer – nicht universitär ausgebildete, handwerkliche Chirurgen – zu instruieren. Er hatte auch eine Besuchspflicht in den überfüllten Spitälern.

Der bernische Rat verlangte von seinem studierten Stadtarzt, dass er Pestkranke heile. Wann und wo sich Thomas Schöpf dabei infizierte, ist laut Dubler nicht rekonstruierbar. Überliefert ist aber, dass er am 16. Juni 1577 im Kampf gegen die Pest an ebenjener starb.

Jagd auf Bettler und Ratten auf obrigkeitliches Geheiss

Das Engagement eines Stadtarztes war nur eine von vielen Mass-



nahmen der Berner Obrigkeit. So veranstaltete sie Bussgottesdienste, weil man die Epidemie als Strafe Gottes deutete. Die Regierenden erhöhten auch ganz pragmatisch die Zahl der Totengräber. Sie wiesen diese laut Dubler an, nicht mehr als sechs Tote in der gleichen Grube zu bestatten und diese dann gleich zuzuschütten. Damit die infektiösen Opfer schnell bestattet werden konnten, wurden sie in Tücher gewickelt und aus den wieder verwendbaren Sargtruhen ins Grab gelegt.

Eine Massnahme des Säckelmeisters, des damaligen Berner Finanzdirektors, mutet skurril an: Er zahlte ein Entgelt für getötete Mäuse, Ratten oder streunende Hunde. Man erlegte sie wegen ihrer Schäden an Lagergut und Gartenpflanzen, allerdings spielten Ratten und Mäuse bei der Verbreitung der sogenannten Beulenpest tatsächlich eine wichtige Rolle. Die mit dem Pestbazillus infizierten Flöhe im Fell der Nager sprangen in den prekären hygienischen Verhältnissen auf die Menschen über.

Nicht nur Tiere, auch Menschen wurden aus Panik vor der Pest gejagt. Auf obrigkeitliches Geheiss nahm man fremde Bettler, die durch Märkte angelockt wurden, gefangen und schob sie aus Berns Staatsgebiet ab. Mit einheimischen Obdachlosen ging man pfleglicher um und brachte sie in Spitäler und Almosenstationen. Die Entfernung der Bettler vermochte die Pest aber nicht aufzuhalten. Sie betraf beileibe nicht nur die Armen, sondern wütete auch unter den Bürgern der Stadt.

Zur Erklärung zieht Anne-Marie Dubler eine weitere histori-

sche Illustration heran. Sie stammt aus dem «Reisebüchlein» des Basler Kaufmanns Andreas Ryff aus dem Jahr 1600. Sie zeigt die damaligen Verkehrsmittel des wachsenden Warenverkehrs: Pferd, Kutsche, Schiff. Im Vordergrund ist ein Bursche zu Fuss unterwegs, mit einem Tuchballen auf dem Rücken. «Auch darin konnten infizierte Läuse oder Flöhe stecken», erklärt Dubler.

Heute wisse man: Über internationale Handelsrouten von Norden her via Basel und von Süden her via Genf schlepten wandernde Kaufleute oder Handwerker die Pest auch in die Stadt Bern ein. Sie raffte selbst Mitglieder von Ratsherrenfamilien dahin. Einige flohen deshalb aus der Stadt hinaus auf ihre Landgüter. Die Obrigkeit drohte ihnen darauf mit dem Entzug des Ratssitzes. Eine solche Landflucht wiederholte sich auch in der aktuellen Coronapandemie: Wer es sich leisten konnte, floh etwa aus New York oder Paris in sein Wochenendhaus im Grünen.

Die wirkungsvollste Eindämmungsmassnahme gegen die Pest war laut Dubler schliesslich der in Bern erst 1679 erlassene Stopp von Warentransporten aus Pesthochburgen wie Köln oder Amsterdam. Wieder erinnert das von fern an Corona und die Ausdünnung des Verkehrs im Lockdown.

Wehrlosigkeit damals und heute

Zwar erkennt Anne-Marie Dubler auch in der aktuellen Pandemie ein Erschrecken und eine Ratlosigkeit über die unerwartet auftretende und sich rasant verbreitende Krankheit. Und doch lasse sich die heutige Stimmung mit

derjenigen vor über 400 Jahren kaum vergleichen. Es ist die tröstliche Botschaft von Dublers Forschung: In vielen Ländern ist der Tod heute nicht mehr so bedrohlich und allgegenwärtig wie damals.

Das omnipräsente Gefühl der Endlichkeit illustriert Dubler am Beispiel der Familie von Stadtarzt Thomas Schöpf: Nach dem Pesttod seiner ersten Frau heiratete Schöpf eine Witwe. Von den insgesamt sieben Kindern erreichten zwei das Erwachsenenalter.

«Familien und Geschlechter starben damals schnell aus, Witwer und Witwen heirateten oft mehrmals wieder, und die Familien waren wie heute in Drittweltländern kinderreich, damit einige Nachkommen überlebten», sagt die Historikerin. Heute ist die Lebenserwartung gestiegen. Und Frauen haben zumindest in westlichen Ländern bessere Aussichten. Damals waren sie laut Anne-Marie Dubler ohne Rechte: «In der Reformationszeit wurden Kinder nach dem Tod des Ehemanns einem Vormund unterstellt, und für die Witwe wurde eine Wiederverheiratung organisiert.»

Info: Berner Zeitschrift für Geschichte: Leben und Sterben in Bern zur Zeit des Stadtarztes Thomas Schöpf (1520–1577), Nr. 2/2020.



Anne-Marie
Dubler
Historikerin



«Berns ohnehin überlastetes Gesundheits- wesen geriet durch die Pest zusätzlich unter Druck.»

Anne-Marie Dubler,
Historikerin